

Emotionen in der Wissenschaft

Eine Herausforderung für Forschung und Lehre

| OLIVER LUBRICH | THOMAS STODULKA | **Emotionen spielen in der Wissenschaft eine große Rolle – bei der Arbeit in akademischen Institutionen ebenso wie im Forschungsprozess selbst, insbesondere in der Feldforschung. Ihr besseres Verständnis kann psychologisch, erkenntniskritisch und didaktisch fruchtbar gemacht werden.**

Die Ereignisse der vergangenen Jahre haben bestürzend deutlich gemacht, welche emotionalen Herausforderungen die wissenschaftliche Tätigkeit zunehmend mit sich bringt: Ein Angriffskrieg gefährdet Kolleginnen und Kollegen, macht Gastforschende und -studierende heimatlos. Eine Pandemie hat Forschung und Lehre semesterlang eingeschränkt, das studentische Leben zum Erliegen gebracht, Studierende litten unter dem Mangel an persönlichem Austausch, psychische Erkrankungen nehmen zu oder verschlimmern sich. Immer neue bürokratische Zumutungen überlasten und frustrieren die Professorenschaft, während die ungewissen Perspektiven der Beförderung und Verstetigung den akademischen Nachwuchs verunsichern und nicht selten entmutigen. All dies zu verarbeiten, fällt in einem Umfeld umso schwerer,

das Objektivität verlangt und Emotionen, Affekte, Gefühle so weit wie möglich ausblendet. Dabei sind sie ein wichtiger Faktor akademischer Tätigkeit.

Die Hochschule als Emotionsschauplatz

Gefühle beeinflussen unser Verhalten überall – auch in der Wissenschaft. Ein Labor, ein Anatomiesaal oder ein Seminarraum sind Schauplätze von Emotionen. Aber bei Forschern scheinen Affekte verdächtig zu sein. Sie werden als Irritationen angesehen, die eine sachliche Arbeit gefährden. Sie gelten höchstens als Randphänomen, das von anekdotischem, biographischem oder künstlerischem Interesse wäre. Die meisten Disziplinen haben sie aus ihrem Diskurs ausgeschlossen. Dabei beeinflussen sie zwangsläufig die Forschung: von der Wahl des Gegenstandes über die Erfahrungen bei der Beobachtung, die Gewinnung der Daten und die Deutung der Ergebnisse bis zur universitären Lehre und öffentlichen Vermittlung. Ihre kritische Analyse sollte deshalb ein Bestandteil wissenschaftlicher Tätigkeit und akademischer Ausbildung sein. Anstatt sie als störend auszublenden oder als esoterisch abzutun, sind sie transparent und produktiv zu machen. Werden sie als Bedingung des Erkenntnisgewinns anerkannt, können Emotionen den Forschungsprozess, anstatt ihn zu behindern oder zu vernebeln, befördern.

Emotionen im Feld

Um sich über die Bedeutung der Emotionen in der Wissenschaft klar zu wer-

den, eignet sich die Feldforschung als Beispiel. Regelmäßig bringt sie existenzielle Herausforderungen mit sich und löst emotionale Reaktionen aus, welche die Wahrnehmung bedingen, das Verständnis beeinflussen und die Theoriebildung leiten. Sie eignet sich für die Untersuchung von Emotionen auch deshalb besonders, weil sie zahlreiche Selbstaussagen hervorgebracht hat: Notizen, Tagebücher, Berichte, Memoiren und andere Zeugnisse. Anhand solcher Dokumente kann der Einfluss der Affekte auf Forschende nicht nur während des Aufenthalts im Feld, bei der Aufzeichnung der Daten, sondern auch auf die anschließenden Prozesse der Auswertung, Interpretation und Präsentation in den Blick genommen werden.

Aber Emotionen sind schwer zu fassen – sowohl theoretisch wie auch methodisch. Es konkurrieren zahlreiche Ansätze ihrer Konzeptualisierung: Typologien von Basis-Emotionen (Ekel, Ärger, Angst etc.), Phasen der Reaktion auf einen Stimulus (Einschätzung der Relevanz, des Potenzials der Bewältigung etc.) bis zu Dimensionierungen entlang skalierten Werte der Intensität sowie der positiven oder negativen Empfindung (Valenz, Arousal). Emotionen scheinen sich dem Bewusstsein des Subjekts und dem Zugriff der Wissenschaft zu entziehen. Messungen sind ungenau, Selbstauskünfte trügerisch, schriftliche Zeugnisse komplex. Bereits die klassische Rhetorik ist eine hochdifferenzierte Technik des Umgangs mit Affekten. Die Veröffentlichungen des Anthropologen Bronislaw Malinowski behandeln die Affekte des Forschers ganz anders als sein privates Tagebuch, das erst nach seinem Tod herausgegeben wurde und einen Skandal auslöste.

Interdisziplinär können wir verschiedene Arten von Feldaufenthalten

AUTOREN



Oliver Lubrich ist Professor für Germanistik und Komparatistik an der Universität Bern.



Thomas Stodulka ist Juniorprofessor für Sozial- und Kultur-anthropologie mit Schwerpunkt Psychologische Anthropologie an der Freien Universität Berlin.

vergleichen: die Arbeit von Forschungsreisenden, Reiseschriftstellern, Ethnologen und Primatologinnen, die sich mit fernen Regionen, (zunächst) fremden Menschen oder anderen Arten beschäftigen. Im Projekt „Die Affekte der Forscher“ (gefördert von der Volkswagen Stiftung) sind Literaturwissenschaftler, Sozial- und Kulturanthropologinnen sowie Evolutionsbiologinnen in Deutschland, der Schweiz und Indonesien der Frage nachgegangen: Welche Rolle spielen Emotionen in der Wissenschaft? Wie beeinflussen sie insbesondere die Feldforschung? Und wie können sie nicht nur passiv erlebt, sondern aktiv erfasst und epistemisch genutzt werden?

Anhand empirischer Erhebungen, quantitativer Daten und qualitativer Analysen wurden regelmäßige Abfolgen von „Feld-Emotionen“ erfasst: 1. Vorbereitung (Begeisterung, Nervosität, Skepsis), 2. Einstieg (Interesse, Freude, Unruhe, Überforderung, Ungeduld, Reizbarkeit), 3. Integration (Aktivität, Sorglosigkeit, Anregung), 4. Hyperaktivierung (Euphorie, Verliebtsein, Stärke), 5. „Blues“ (Schuld, Scham, Bedrückung, Verärgerung, Feindseligkeit, Ekel), 6. „Endspurt“ (Wachheit, Entschlossenheit, Aufmerksamkeit, Dankbarkeit), 7. Rückkehr (Erleichterung, Freude, Stolz, Trauer, Reue, Müdigkeit, Ohnmacht), 8. Integration (Schuld, Begeisterung, Aktivität). Solche regelmäßigen Abläufe transparent zu machen, kann dabei helfen, vorliegende Forschungen einzuschätzen und eigene Forschungen durchzuführen.

Akademische Gefühlsordnungen

Die Erforschung von Emotionen erlebt gegenwärtig einen Aufschwung. In der Sozial- und Kulturanthropologie wurden seit der „literarischen Wende“ in den 1980er und 1990er Jahren („Writing Culture“) die Rolle, Identität und Position von Ethnologen im Feld diskutiert. Seit einigen Jahren werden Emotionen und ihre Bedeutung auch bei der Erhebung und Auswertung von Daten als wesentlich anerkannt: als emotionales Wissen und „verinnerlichter“ Datensatz. Dabei bildet die internationale Wissenschaftsgemeinschaft ein Netzwerk, dessen mehr oder weniger explizite Regeln (Habitus, Jargon, Hierarchien) eine Gefühlsordnung mit

Normen, Werten und Machtsystemen vorgeben. Beispielhaft beziehen wir uns hier auf die Arbeit von Julia Baumann, die als Doktorandin an der FU Berlin über „Manouvering in Academic Cultures: The Ethnographer’s Emotional Labor in Greedy Institutions“ forscht.

Zum Verständnis von Wissenschaftskulturen haben vor allem die postkoloniale und die feministische Theorie sowie die psychologische Praxis Vorarbeiten geleistet. Dass Emotionen dennoch vielfach negativ konnotiert bleiben, liegt, wie Rainer Bromme auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2019 ausführte, vor allem daran, dass westliche Wissenschaft die Emotionalität nach wie vor dem Streben nach Objektivität entgegensetzt und der Annahme folgt, jegliche Form von Affekt würde einer akademischen Ratio schaden. Dabei ist es kaum möglich, Emotionen in der Wissenschaft zu unterdrücken. Gerade die ethnographische Forschung wirkt unvermeidlich affizierend, da sie auf der engen Zusam-

»Die Erforschung von Emotionen erlebt gegenwärtig einen Aufschwung.«

menarbeit mit Menschen beruht und Anteilnahme ausdrücklich fordert.

Nicht nur während ihres Aufenthalts im Feld, sondern auch bei ihrer Rückkehr und ihrer Wiedereingliederung in die „affektfreie“ akademische Kultur fühlen sich die Forschenden jedoch häufig allein gelassen und einem Problem ausgesetzt, das erhebliche Auswirkungen auf ihre Arbeit, ihr Erleben und ihre Person hat. Die Anforderungen an das „akademische Selbst“ zwischen empirischer Forschung, akademischer Identität, politischem Bewusstsein und privater Zugehörigkeit fordern vor allem junge Forscherinnen und Forscher auf emotionaler, sozialer, kultureller und politischer Ebene heraus. Sie versetzen sie in Grenzsituationen und machen den akademischen Forschungs-, Auswertungs- und Analyseprozess nicht selten zu einem „Leidensweg“, der als lebensverändernd wahrgenommen und bestenfalls als kathartisch oder therapeutisch erlebt wird.

Akademie, Emotion, Stress

Dass die Zahl der Akademikerinnen und Akademiker, die unter Forschungs-

und Arbeitsbedingungen leiden, nicht erst seit der Covid-19-Pandemie besorgniserregend zunimmt, wurde in den letzten Jahren mit quantitativen Erhebungen weltweit statistisch belegt. Mit einer sechsfach höheren Wahrscheinlichkeit, an Depression oder Angstzuständen zu erkranken, gehören sie zu einer Risikogruppe. Nach einer Studie des britischen Wellcome Trust klagen von 400 Befragten aus 87 Ländern 80 Prozent über den akademischen Wettbewerb, der ein feindseliges Arbeitsumfeld schaffe. Die Weltgesundheitsorganisation stellte fest, dass rund ein Drittel der Promovierenden bereits in den ersten zwölf Monaten ihres Projekts erste Symptome zeigte; fast 40 Prozent in einer deutschen Helmholtzstudie erwogen deshalb sogar, ihr Projekt aufzugeben.

Diese Daten werden durch die Interview- und Tagebuchstudien unseres Forschungsprojekts bestätigt. Neben mangelnder Work-Life-Balance, Prekarität, fehlender finanzieller und ideeller Förderung wurden diskriminierende Erfahrungen im akademischen Arbeitsumfeld angegeben. Hinzu komme eine Tabuisierung psychischer Probleme in der Wissenschaft, die dazu führe, dass Hilfsangebote häufig nicht angenommen würden oder gar nicht erst zur Verfügung stünden.

Wenn wir die affektive Dimension der Wissenschaft berücksichtigen, kann dies nicht nur die Deutung von Daten transparenter machen. Wir erhöhen so auch in der Methodenlehre die Aufmerksamkeit für die zwischenmenschlichen und ethischen Aspekte akademischer Praxis. Ein universitäres Seminar ist keine Therapiegruppe. Aber wir können die Bedeutung von Emotionen für die Forschung – die je nach Disziplin sehr unterschiedlich ist – in der Lehre vermitteln. Und wir können so dazu beitragen, dass die Zahl der Studienabbrüche sinkt und dass wir ein didaktisches Klima schaffen, in dem forschungsrelevante emotionale Praktiken nicht mehr aus Scham oder Schuldgefühlen verdrängt, sondern fruchtbar gemacht werden.

Gemeinsam sind Oliver Lubrich und Thomas Stodulka Autoren von „Emotionen auf Expeditionen – Ein Taschenhandbuch für die ethnographische Praxis“ (2019) sowie zusammen mit der Evolutionsbiologin Katja Liebal Herausgeber von „Emotionen im Feld – Gespräche zur Ethnographie, Primatographie und Reiseliteratur“ (2019).